

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871

13 (26.3.1871)

Kirchen- und Volksblatt

für das

Großherzogthum Baden.

Preis halbjährlich 1 Gulden
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel
halbjährlich 1 fl. 15 fr. = 25 Sgr.
Preis einer Nr. 3 fr.Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu bestellen.
Inserate: die gespaltene Petit-
zeile 3 fr. = 1 Sgr.

Nr. 13.

Sonntag, den 26. März

1871.

Inhalt: Die badische Volksschule und ihr religiös-sittliches Princip. III. — Aus der Arbeit des Colportage-Vereins. — Correspondenzen. — Unter Gottes Schutz. — Allerlei. — Texte für die Missionsgottesdienste. — Anzeigen.

Die badische Volksschule und ihr religiös-sittliches Princip.

III.

Die Stellung des Lehrers ist nach der neuen Ordnung der Dinge eine ganz andere gegen früher geworden. Derselbe ist beeinflusst von dem der Volksschule nunmehr eingetragenen Charakter. Unserer neugeordneten Volksschule geht vor allen Dingen der einheitliche Charakter ab. Sie leidet an einem gewissen Dualismus (Zweigliedrigkeit), der in der gewaltigen Art und Weise, wie die Schulverhältnisse nach dem Princip der Trennung der Kirche von der Schule gestellt worden sind, seinen natürlichen Grund hat. Schon um dieses Mangels an Einheit willen ist unsere Schulreform als eine Fehlgeburt zu bezeichnen. Nirgends tritt dieser Fehler so deutlich und scharf hervor, als in der Stellung des Lehrers. Er steht unter zwei Vorgesetzten — in Sachen des Religionsunterrichtes hat er sich von dem kirchlichen Vorgesetzten (Pfarrer und Dean) prüfen zu lassen und steht als Religionslehrer im Dienste der Kirche und ihrer Behörde. In allen anderen Unterrichtszweigen ist er dem Kreis Schulrath der Schulbehörde verantwortlich. Beide Behörden — kirchliche wie weltliche stellen ihre Anforderungen an ihn. Das bringt Unannehmlichkeiten mit sich für den Charakter und für die Berufstreue des Lehrers; der Lehrer kann unter Umständen zu einem und dem andern Vorgesetzten in eine schiefe Stellung kommen. Diese Sachlage wird dadurch nicht aufgehoben, daß sämtliche den Religionsunterricht betreffende Eröffnungen der Kirchenbehörde durch die Kreis Schulvisitation dem Lehrer zugehen müssen. Denn die Schulbehörde kann hier nur die Vermittlungsfunktion einnehmen und darf nicht über den Bescheid der Kirchenbehörde zu Gericht sitzen. Es gibt Lehrer, welche ein großes Gewicht auf den Religionsunterricht legen und aus äußerer und innerer Pflicht demselben mit Fleiß und Treue obliegen. Sie suchen den Vorschriften hierüber nachzukommen, suchen das für diesen Unterricht von der Kirchenbehörde gesetzte Ziel zu erreichen und sind gezwungen, wegen der für den Religionsunterricht zu knapp zugemessenen Zeit dieses zu thun auf Kosten der Elementarfächer. Dabei kommen sie in die Lage, über die eine Berufspflicht die andere zu vernachlässigen. Für den weltlichen Unterricht sehen sie sich hohen an sie gestellten Anforderungen gegenüber und für den Religionsunterricht ist ihnen nicht das gewünschte Zeitmaß gewährt, das ihnen unbedingt nöthig ist. Das sind nicht Vorurtheile, sondern Erfahrungen! Es ist aber auch der umgekehrte Fall denkbar und dieser wird wohl nach der Lage der Dinge, nach dem Geist und Charakter des Gesetzes der häufigere sein. Der Lehrer legt sein Hauptgewicht auf die weltlichen Gegenstände. — Wird von dem Schulgesetz selbst die Religion stiefmütterlich behandelt, warum sollte sie nicht auch der Lehrer so ansehen dürfen! Zudem weiß man sich leichter über den Tadel der Kirchenbehörde — als den der Schulbehörde hinauszusetzen — denn die Prüfung vor dem Kreis Schulrath hat für ihn, seine Stellung und seine Zukunft mehr Gewicht — als die vor dem Vertreter der Kirchenbehörde. — Daher kommt es denn auch — und wir begreifen dieses vollständig aus sehr natürlichen Gründen — daß viele Lehrer nunmehr den Religionsunterricht nachlässig und nebensächlich betreiben, dagegen alle Kraft und Zeit auf die weltlichen Fächer verwenden. In beiden angeführten Fällen finden sich die Lehrer durch diese gesetzlichen Bestimmungen in einen Conflict hineingestellt, unter dem sie leiden. Besonders ernsthafte und ältere Lehrer nimmt diese Stellung die rechte Freude und Lust, die doch gerade bei diesem Berufe doppelt notwendig ist. Mancher Lehrer preist jetzt aus Erfahrung frühere Verhältnisse und würde sich in vieler Hinsicht, was die persönliche Stellung betrifft, glücklich fühlen, heute wieder in dieselben treten zu können. Was das Verhältniß, in welchem der Lehrer zu weltlicher und geistlicher Behörde steht, noch erschwert ist, daß in evangelischen Schulen der Geistliche Vorsitzender des Orts Schulrathes ist, welcher sowohl des Lehrers Religionsunterricht als seinen Elementarunterricht zu beaufsichtigen hat.

Wir sind überzeugt, daß dieser Zustand viele, ja wohl die meisten Volksschullehrer auf dem Lande, als eine Last empfinden, unter der sie seufzen. Ob dieses unserem Schulgesetz zur besonderen Empfehlung gereiche, — lassen wir dahin gestellt. Sicher liegt hier ein sehr wunder Fleck, der in irgend einer Weise der Heilung bedarf. Eine Heilung und Besserung wäre nur möglich durch Umgestaltung unserer Schulverhältnisse, und unser Nachbarland Württemberg zeigt uns gerade in dieser Beziehung, wie man trotz Reform diesem Uebelstand entgegen kann.

So sehen wir denn, daß durch das Schulgesetz sich der Lehrerstand

selbst durchaus nicht befriedigt fühlen kann durch die Unterstellung unter verschiedenen Vorgesetzten. Nicht allein der Lehrerstand leidet unter diesem Dualismus, sondern die Schule selbst, die damit selbst ihren einheitlichen Charakter eingebüßt hat. Sowohl von rein pädagogischem als auch von sittlich-religiösem Standpunkt aus muß die Schule eine einheitliche Leistung haben. Mit einem Wort es müssen Wege eingeschlagen werden, in welchen Kirche und Staat in einer höheren Einheit und Gemeinsamkeit die Leitung der Schule ausüben. Doch wir werthen diesen Punkt und die Lösung dieser Aufgabe noch im Weiteren näher zu besprechen Gelegenheit finden, wenn wir die Schulbehörden, die das neue Gesetz geschaffen, in's Auge fassen.

Es ist noch ein anderer Punkt, der hier, wo wir vom Lehrerstand handeln, nicht übergangen werden kann und darf. Wir meinen den Geist, von dem besonders die jüngeren Lehrer befeelt sind. Es macht sich ein unverkennbarer Unterschied zwischen älteren und jüngeren Lehrern geltend. Letztere scheinen mehr außerhalb als innerhalb der Schule ihre Aufgabe und Wirksamkeit zu suchen, sie sind meist leichtlebzig, wissen oft besser im Wirthshaus, in Gesangsvereinen u. s. w. thätig zu sein als in der Schule, widmen ihre freie Zeit diesen Dingen mehr als ihrer eigenen Fortbildung und der Bereicherung ihrer Kenntnisse. Es tritt sogar eine oft mehr als laze Stellung gegenüber der Religion und Sittlichkeit zu Tage, die mit der Aufgabe des Lehrers als Religionslehrer nicht gerade im besten Einklang steht, und die nicht dazu angethan ist, die Kinder zu religiös-sittlichen Menschen zu erziehen. Durch ungestörtes Wesen, dunkelhaftes Gebahren wird der häusliche Fleiß und die berufliche Weiterbildung beeinträchtigt. Für Lebensgenuss, äußere Erscheinung in Art und Kleidung ist oft mehr Sinn als für Einfachheit und geistige Beschäftigung. Orgelspiel nebst manch anderem Zweck beruflicher Ausbildung wird hinten angelassen. Es gibt jüngere Lehrer, die, was Auffassung und Orthographie anlangt, oft sehr nöthig hätten, hierin größere Fertigkeit und Gewandtheit zu erwerben und es doch nicht der Mühe werth halten, darauf Bedacht zu nehmen. Dieses ist nicht etwa eine von uns allein gemachte Erfahrung, sondern leider eine Thatsache, die uns von Anderen vielfach bestätigt worden ist. Daß bei solcher Bewandniß die Jugendbildung und die Schule überhaupt gut bestellt ist, und bessere Resultate zu erzielen im Stande ist, erscheint gewiß mehr als zweifelhaft. Von einem Jugendbildner muß vor allen Dingen verlangt werden, daß er sich selbst für seinen Beruf auszubilden Bedacht nehme, daß er alle Kraft und freie Zeit darauf vor Allem verwende. Auch die Vorbereitung auf die Schule darf nicht vernachlässigt werden. Ueberhaupt thut es Noth, daß der Lehrer, besonders den jüngeren, ein sittlicher Ernst erfülle, habe und trage, der sich durch Treue, Fleiß und redliche Pflichterfüllung kennzeichnet.

Wir sind weit entfernt, die gerügten Mängel im Kreise der jüngeren Lehrer dem Schulgesetz allein aufzubürden, — oder gar es abzuspochen, daß es nicht auch solche gibt, auf welche unsere Schilderung nicht paßt — im Gegentheil das Schulgesetz stellt ernste und hohe Anforderungen an den Lehrer und nicht wenige derselben suchen ernstlich denselben nachzukommen und zu genügen. Aber dieser Sinn, dieses Gebahren liegt in dem Geist der Zeit, aus welchem auch das neue Schulgesetz mit seinen Einrichtungen geboren ist, weshalb dieselben nicht von aller Schuld freizusprechen sind. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß es an entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen fehlt, die zur Verhütung der besprochenen Mängel dienen könnten. Die jungen Leute von 18, 19 Jahren werden auch viel zu frühe selbstständig gestellt und gefallen sich besonders darin, ihre „Unabhängigkeit“ von der Kirche thatsächlich zu beweisen.

Wir sehen, daß in Folge der neuen Schulgesetzgebung der Lehrerstand sowohl innerhalb der Schule als außerhalb derselben in eine schiefe Stellung gekommen ist, die der religiös-sittlichen Aufgabe der Schule Eintrag thut.

Aus der Arbeit des Colportage-Vereins.

I.

„Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ spricht der Herr als letztes und trostreiches Wort zu den Seinen. Dieses Wort gilt Allen, die das Heil in Seinem Namen erkennen, und doch, wie wenig sind wir geneigt, es für uns selbst zu ergreifen als eine selbige Kraft in unserem Wandel, in unserer Arbeit. Aber in einer Thätigkeit wie die, deren wir vor unserem Gott so unverdienter Weise gewürdigt

werden, sonderlich in dieser merkwürdigen Zeit wird man es wohl gelehrt, denn da war oft keine Hilfe, da standen gar oft Berge vor uns, die unübersteiglich schienen, — aber durch den Glauben an dies köstliche Wort aus dem treuesten Munde konnten auch wir überwinden, wozu wir auch berufen sind.

Unsere Thätigkeit blieb, seitdem unser letzter Bericht in diesem Blatt veröffentlicht wurde, im Allgemeinen dieselbe, nämlich unter den Gesunden und Kranken der Truppen beider Nationen, und nur in der Zeit, in welcher die Brüder wegen Krankheit oder Uebermüdung nach Hause gehen mußten, wurde die Friedensarbeit so lange nebenbei aufgenommen, bis ihnen die Kräfte zu ihrer Aufgabe während dieser Kriegsepoche wieder zurückkehrten. — Gerne wären wir unserem bairischen Armeecorps auch auf seinen Zügen gefolgt, nachdem dasselbe von dem übergebenen Strassburg gegen Süden aufgebrochen, doch war uns dies wegen der enormen Schwierigkeiten, welche uns der Mangel an Communicationsmittel entgegen stellte, unmöglich, während uns befreundete Geistliche in dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zur Mitarbeit einluden, und uns durch die Johanniter große Erleichterungen verschafft wurde, die von ihnen verlangten Karten und das weiße Armband mit dem rothen Kreuz gaben uns das Recht auf Einquartierung und freie Fahrt, welche jedoch meistens nur mit widerstrebender Zögerlichkeit gewährt wurde. Immerhin aber war uns dies eine dankenswerthe, wesentliche Hilfe, auch konnten wir dadurch weit leichter durch die Schildwachen und Posten kommen, welche gegen Grollpersonen strenge Instruktionen erhalten hatten.

Die zum Dienst bei den Truppen besonders berufenen, deutschen Christhona Brüder sind indessen zum Studium in die Anstalt zurückgekehrt, dagegen mehrte sich die Zahl der drei, uns zur Leitung überwiesenen französisch-schweizerischen Arbeiter um die Herren Dumas, Candidat der Theologie, Professor Montandon und die Brüder Eggli*) und Boulonaz, auch ein deutscher Schweizer, Dr. Keller wurde uns zugesandt.

Die beiden Letztern gingen in jüngster Zeit zu unseren bairischen Truppen ab — die französischen Evangelisten, sowie die Brüder Kornmann, Schönberg und Kirsch dienten in Metz und den umliegenden Ortsschaften, am häufigsten in Sablon und Montigny, Erstere gingen seit Ende Dezember in's Innere von Frankreich nach Orleans, Blois, Brie, Vendome, Le Mans und andere Orte.

Herr Dumas besuchte in den bairischen Festungen Ingolstadt und Passau, ferner in Landshut, Augsburg und auf dem Lechfelde, in Straubing und anderen Städten die zahlreichen, französischen Gefangenen, durfte ihnen predigen, Andachten halten, Testamente und Traktate in großer Menge verteilen, ebenso konnte er reichliche Einzelgespräche mit ihnen haben. Die Geistlichen leisteten überall hilfreiche Hand. — In letzter Zeit wandte er sich zu den in die Schweiz retirirten Trümmern der Bourbarrischen Armer.

Einer der Evangelisten, Dr. Lavanchy, theilt uns mit: Ich wurde beauftragt, einen Zug französischer Verwundeter von Pont-à-Mousson nach Weissenburg zu begleiten. Auch hier wollte ich kein stummer Hund sein, aber einer der Verwundeten hörte nicht auf, von den gegenwärtigen Ereignissen zu sprechen und erbielte sich darin, durch Beispiele die Fehler, den Mangel an Fähigkeiten der Führer, selbst den Verrath dieses oder jenes Generals u. s. w. zu beweisen. Mit diesem Gerede zog er die Aufmerksamkeit seiner Kameraden völlig auf sich. Als ich ihm einige Zeit zugehört, mischte ich mich in das Gespräch und sagte: Es scheint nach dem, was Sie sagen, daß Sie nur einigen, wenigen Personen die Schuld Ihres Unglücks zuschreiben, und daß Sie alle Andern für heilig halten. Wissen Sie nicht, daß es die ganze Nation war, die sich erhoben hat, indem sie tausendmal schrie: Krieg! Krieg! — Der Soldat: Ja wohl, in einem gewissen Sinn ist die ganze Nation verantwortlich. Ich: Verantwortlich; das heißt schuldig, und schuldig gegen wen? Gegen Gott, nicht wahr? Aber sagen Sie mir doch, wenn die ganze Nation schuldig ist und zwar der Sünde schuldig gegen Gott, und Sie sind auch ein Theil der Nation, — so werden Sie wohl anerkennen, daß Sie auch verantwortlich und schuldig sind für einen Theil dieser Sünde der Nation. Dann beschrieb ich ihm den Verfall der Sitten, welcher die Städte durchdringt bis zu den entlegensten Dorfschaften; er mochte sich dabei wohl getroffen fühlen, ich fuhr fort, indem ich die politischen, religiösen und socialen Agitationen schilderte, die die menschliche Gesellschaft untergraben, und indem ich ihm dann die Gerechtigkeit und die Liebe Gottes zeigte, die Gerechtigkeit, welche die Sünde, die den Himmel schreit, strafen muß, und seine Liebe, welche ihr Land vor schrecklichen Revolutionen bewahrt, die unvermeidlich ausgebrochen wäre, während nun ein solcher Krieg sie hoffentlich zur Besinnung bringt. — So sind die Wege Gottes immer wunderbar, sowohl in der Geschichte ganzer Nationen, als in der einzelner Personen, wir finden überall, daß die wohlverdiente Strafe in Gottes Hand zum heilenden Züchtigungs-Mittel wird. Nur sollten sie statt so viel von Politik zu reden, mehr an Buße und Gebet denken, daß Gott sie auch wieder segnen und erheben könne. Der Soldat schien verstanden zu haben, was ich meinte und daß es die Pflicht Frankreichs und folglich auch die seinige sei, sich unter Gottes allmächtige Hand zu beugen und zu Ihm zurückzukehren.

Von da an war seine Herzensthür offen, und ich konnte von Jesus reden, sie hörten gerne zu und Einer von ihnen sagte mir: Es ist wirklich schade, daß nicht jeder die Sachen so ansieht, seit Sie mir das gesagt haben, bin ich glücklicher, und unsere Ordanken werden in Deutschland anders sein, als sie's in Frankreich waren. — Gerne nahmen sie mir dann meine Traktate ab.

In Mare-la-Tour fand ich einen französischen Verwundeten, der von den Preußen so gut versorgt wurde, daß er mir sagte: O ich bin bei ihnen so gut aufgehoben, daß mein Haß gegen sie in eine wahre Liebe sich verwandelt hat, und wenn später wieder Jemand in meiner Gegenwart etwas von ihnen sagt, werde ich mich für sie schlagen.

In Gorze sah ich einen armen Verwundeten, der, als ich ihm von

*) Eggli wurde in Orleans mitten aus einer gesegneten Thätigkeit durch die Blattern von dem Herrn abgerufen.

der Nothwendigkeit des Gebetes sprach, mir antwortete: Ich habe meine Schuldigkeit gethan, ich habe gebetet, ich habe die Absolution erhalten und die letzte Delung, und kann doch nicht Trost finden. — Das Herz blutet vor solchen Commentaren über Gerechtigkeit aus den Werken, ich legte ihm die Anfangsgründe der Wahrheit des Evangeliums auseinander und ließ ihm einige geeignete Traktate und ein neues Testament, indem ich ihn dem Herrn und Seiner Gnade empfahl.

Ein anderer Soldat, welcher das Evangelium St. Lucä erhalten hatte, wurde von der Erzählung vom verlorenen Sohn so erfaßt, daß er allen seinen Kameraden rieth, dasselbe zu erbitten. Ich redete Einiges über die Bedeutung des Gleichnisses, und Alle streckten mir ihre Hände entgegen, um solche zu empfangen.

Correspondenzen.

Vom Mittelrhein. 18. März. Aus kundigem Munde hörten wir neulich die uns überraschende Erklärung: „Die einflussreichste und herrschende Partei in Frankreich wird in kurzer Zeit die ultramontane sein!“ So Vieles dagegen sprechen mag — und wir sprachen uns auch gegen die Nichtigkeit der Vermuthung aus, — so will es uns doch manchmal bedünken, als ob der Mann nicht so ganz Unrecht hätte. Entweder evangelisirt — oder eine Beute des Ultramontanismus muß Frankreich werden, das letztere allerdings Hand in Hand mit radikalen, socialdemokratischen Revolutionen. Wenn die evangelische Kirche Frankreichs in ihren thätigen Arbeitern die Nationalitäten ablegte, die französische Nationalität in einen gesunden Nationalstimm, der auch andere Nationen als gleichberechtigt anerkennt, verwandelte und in diesem Sinn hernach in Demuth und mit Feuerreifer das Evangelium von Christo predigte, so würde sie einen vielfach empfänglichen Boden finden. Empfänglich, wenn wir an die zerschlagenen und gedemüthigten Seelen denken, welche Frankreichs Unglück empfinden. Freilich muß sie auch mit großen Vorurtheilen kämpfen: denn „protestantisch“ und „preussisch“ ist — meist durch Schuld der römischen Geistlichkeit — für Viele gleichbedeutend. Wenn aber auch die evang. Kirche in erster Linie einem eiteln Patriotismus huldigt und einem thörichten Deutschenhaß Raum gibt, wozu leider bis jetzt viel Reizung vorhanden ist, so wird sie innerlich ohnmächtig bleiben. Dagegen der Jesuitismus wird mit Erfolg diesen französischen Fehlern hüberisch schmeicheln und sich als Arzt für die tiefen Wunden anbieten, und das zerschlagene und trogige Frankreich wird diesen Geistern sich in die Arme werfen. Ein auffallendes Zeichen ist die Haltung des Bischofs Dupanloup von Orleans, der bekanntlich zur Opposition im Konzil gehörte. Er richtete vor Kurzem ein „ergreifendes“ Schreiben an Pius IX., worin er seine „vollständige Zustimmung zu dem Konzilsbeschlusse in Betreff der Unfehlbarkeit“ anzeigt; er habe das Bedürfnis gefühlt, diesen Schritt zu thun, bevor er mit der Politik seines Landes sich beschäftige. In seiner eigenhändigen Antwort sagt der Papst, daß er der Bestimmung des Bischofs allezeit vertrauensvoll entgegengehe und nicht einen Augenblick daran gezweifelt habe. Der Papst fügt hinzu, daß er für das französische Volk beten werde, damit es sich von dem überstandenen Unglück als christliches Volk im christlichen Sinn erhebe. — Dem einsichtigen Kenner der Geschichte ist es von Anfang an klar gewesen, daß alle politischen Entwicklungen, so besonders auch die durch den großartigen Krieg unserer Zeit angebahnten, im tiefsten Grunde mit den religiösen Confliten zusammenhängen und bestimmend auf dieselben einwirken. Instinktmäßig fühlt dieses auch das gemeine Volk, welches unseren Krieg wie den von 1866 vielfach als Religionskrieg aufgefahst hat. Wie Deutschland als Hort des evangelischen Protestantismus berufen ist, so wird Frankreich die Burg des Ultramontanismus werden, wenn Gott nicht besondere Gnade gibt. Aber unser evangelisches Volk in Deutschland wie in Frankreich wird seinen Beruf durch ernste Arbeit und heiliges Ringen erfüllen müssen, und nur so erfüllen können.

Aus Baden. 16. März. In einer Correspondenz der „Protest. Kirchenztg.“ Nr. 10 lesen wir, daß der Ueberschuß der Sammlungen für das Lutherdenkmal in Worms im Betrag von 21,425 fl. zu einer Stipendienstiftung in der Weise bestimmt worden ist, „daß evangelische Candidaten deutscher Nationalität ohne Unterschied der Heimath, welche die Fakultäts- oder auch Definitorialprüfung mit Auszeichnung bestanden, auf Grund ihrer Zeugnisse Stipendien erhalten, die sie in den Stand setzen, noch ein weiteres Jahr an einer deutschen Universität zu Erlangung eines höheren Grades wissenschaftlicher Ausbildung und protestantischer Predigertätigkeit zubringen zu können.“ Der Betrag soll etwa 500 fl. Bis daher wäre Alles gut und wir könnten uns dieser Stiftung freuen. Dann aber fährt der Correspondent fort: „Diese nationale Schöpfung will den Geist der freien protestantischen Forschung fördern und festigen und von der alten Lutherstadt am Rhein aus in weitem Kreise für jene heiligen Güter wirken, für welche der große Reformator vor 350 Jahren zu Worms vor Kaiser und Reich in die Schranken getreten ist.“ Wir kennen leider nur zu gut den Jargon der Leiter des Protestantenvereins und verstehen die Meinung des Correspondenten dahin, daß mit den schönen hochklingenden Phrasen die Schenkelsche Richtung gemeint ist und daß also die Stipendien zur Förderung dieser Richtung dienen sollen. Ist nun das ein Wunsch des betreffenden Correspondenten, oder ist in den Statuten oder in der Zusammensetzung des Verwaltungsrathes ein Anhalt für diese Art der Verwendung der Stipendien gegeben, so daß am Ende gar eine Rekrutierung für Heidelberg dadurch bewirkt werden soll? Sämmtliche Beiträgende in Deutschland haben ein Recht, eine bestimmte Auskunft zu erhalten, wie ihre Gelder verwendet werden.*)

*) Der Redaktion sind weder die Statuten noch die Personen des Comites der Stiftung bekannt; wir bitten daher einen Kundigen um Auskunft, ob zu obiger Befürchtung ein begründeter Anlaß vorhanden ist.

Unter Gottes Schutz.

Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten.

III.

Die Intrigue.

Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glücklich in der Welt, und werden reich. — Aber du sehest sie auf das schlaftrübe und flüchtige auf den Boden. Ps. 73, 12 u. 18.

Der Graf de Brüller kehrte, nach seiner letzten Begegnung mit dem Marquis, in seine Wohnung zurück, um sich noch einige Stunden der Ruhe hinzugeben.

Aber nur ein unruhiger Schlummer wurde ihm zu Theil und erst in später Morgenstunde schloß ein fester Schlaf für kurze Zeit seine Augen. Die Herbstsonne stand schon hoch am Himmel, als er wieder erwachte; rasch warf er sich in seine Kleider und ging in das Palais jener Hofdame, um nach damaliger Sitte ein Ständchen mit ihr zu verplaudern.

Allerlei Gedanken durchschwärmten seinen von der durchwachten Nacht noch etwas schweren Kopf, abwechselnd zwischen solchen, die ihm künftiges Glück vormalten und solchen, die mahnend an sein Gewissen schlugen. Denn er mußte sich immer sagen, daß er unter der Maske der Freundschaft dem arglosen Marquis die Furcht vor der Verfolgung bis jetzt noch unnötiger Weise eingebläst hatte, da die Absichten des Königs, die er etwa gegen de Oeler hege, noch nicht kund gegeben waren; immerhin konnte aber von dem launigen, grausamen und bigotten König eine solche plötzliche Gewaltthat als wahrscheinlich angenommen werden, und darauf baute Graf Brüller seinen Plan. Da die Erfüllung seiner Wünsche ihm seiner Berechnung nach in naher Aussicht stand, so beschwichtigte die strafende Stimme in seinem Innern, ja er kam sich noch edel vor, wenn er bedachte, daß ohne ihn das flüchtige Ehepaar wohl leicht hätte getrennt werden können, während es jetzt sicher über die Grenze entkommen könnte.

So erreichte er das Ziel seines Ganges und ließ sich bei der Frau melden, welcher es gelungen war, ihn durch ihren Geist und ihre Schönheit dauernd an sich zu fesseln.

Dieselbe war gerade mit ihrem Anzuge beschäftigt, ließ aber, wie es in jener Zeit üblich war, nichts desto weniger den Gemeldeten eintreten in ihr Ankleidezimmer, welches in ein trauliches Zwielicht gehüllt war, da die zugezogenen schweren grünen Vorhänge die Sonnenstrahlen nicht eindringen ließen. Ueberhaupt erschien einem Unbefangenen das ganze Gemach, trotz dem mit einem elsenbeinernen Crucifix geschmückten Hausaltar in einer Nische, darauf berechnet, den Eintretenden in eine solche Stimmung zu versetzen, daß er gerne der Besizerin desselben seine Huldigungen darbrachte.

Die Baronin de la Champ war wirklich eine Schönheit, aber anstatt zum Dank für diese Himmelsgabe sich rein von der Welt und ihrer Lust zu halten und mit den ihr verliehenen Geisteskräften einen guten Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben, gab sie sich ganz dem Treiben der damaligen Zustände der französischen höheren Gesellschaft hin und fand, da sie in einer ihr von Conventualität aufgezungenen Ehe das gewünschte Ziel ihrer Jugendträume nicht erlangt hatte, ein Vergnügen darin, alle möglichen Verbindungen mit anderen jungen Männern anzuknüpfen, um sich dadurch für das ihr zugeworfene Schicksal zu entschädigen. Da sie erfahren hatte, daß de Brüller nie dauernd von einer Dame gefesselt werden könnte, wollte sie beweisen, daß es ihr gewiß gelingen würde, durch die ihr gegebenen Vorzüge den Grafen für immer zu gewinnen, wenn sie nur wollte.

Und es war ihr wirklich gelungen, durch taktvolles Eingehen in seine Interessen und indem sie auf immer neue Weise ihre Schönheit in das rechte Licht zu setzen wußte.

Wer die Baronin an diesem Vormittag auf einem mit dunkelrothem Plüsch überzogenen Ruhebett (Chaise-longue), halb sitzend, halb liegend, im weißen Morgenanzug (Nôbligé), bedient von zwei Kammerjungen, gesehen hätte, würde sich gewiß nicht gewundert haben, daß es ihr gelungen war, den sonst wie einen Schmetterling überall herumflatternden Grafen zu gewinnen und ihn in ihren Diensten zu halten, so lange sie wünschte.

Das Gespräch bewegte sich, bis die Dienerinnen mit dem Ankleiden und Haarfechten ihrer Gebieterin fertig waren, in bösslichen Redensarten, wie sie der sogenannten Galanterie reichlich zu Gebote stehen. Raum aber waren die beiden Jungfern abgetreten, so richtete sich die Baronin auf und mit gespannter Miene erkundigte sie sich nun bei dem Grafen, ob die Flucht des Marquis und seiner Gattin gelungen sei. — Ihre Wünsche trafen hier nämlich wirklich mit denen de Brüller's zusammen, denn sie wußte, wie die Marquisin das unlaute Leben der Hofkreise scheute und ärgerte sich über die Tugendheldin, wie sie dieselbe nannte, anstatt ihrem edeln Beispiele nachzuahmen. Ost schon hatte sie gegen ihre vertrauten Freunde geäußert, es sei nicht schwer im Besitze alles Dessen, was man wünsche, ein so tugendhaftes Leben zu führen. Darum war es ihr willkommen, das Ehepaar in eine ungünstige äußere Lage versetzt zu sehen, denn ihrer Meinung nach mußte jetzt bald das innige Verständniß der Ehegatten durch die Entbehrungen der gewohnten Bedürfnisse zerfließt werden. Die arme Frau konnte jene höhere Liebe nicht, die im Glauben aufbaut zu dem Herrn, und Freude und Leid theilt in williger Ergebung in Seinen heiligen Willen.

Auf die Frage der Baronin erzählte der Graf die Begebenheiten der vergangenen Nacht und schloß mit einem tiefen Seufzer.

„Warum seufzen Sie so tief?“ fragte dieselbe deshalb mit einem ihr zur zweiten Natur gewordenen Lächeln und fuhr dann etwas ironisch fort: „Ihre Freunde haben ja den Anfang ihrer Flucht glücklich bewerkstelligt und durch den von Ihnen besorgten Paß wird sie ihnen wohl gelingen.“

„Daran zweifle ich nicht,“ erwiderte der Graf, „aber was nützt es mich, wenn ich nach unserem Plane mich durch die Anzeige der Flucht und vorgebliche Besessenheit, die Fliehenden einzuholen, in die Gunst des Monarchen setze und nachher dafür von demselben, wie schon oft in solchen Fällen, die confiscirten Güter des Marquis erhalte, ich frage, was nützt dies mich, wenn ich sie nachher nicht mit Ihnen, meine Angebetete, theilen kann?“

Bei den letzten Worten war er aufgestanden und hatte sich, wie huldigend, vor der Baronin auf ein Knie niedergelassen.

Sie, die mit Berechnung diesen Austritt herbeigeführt hatte, reichete ihm ihre wohlgeformte Hand, die er leidenschaftlich küßte, und sagte mit bezaubernder Lieblichkeit:

„Für Liebende gibt es keine Bande! Mein mir durch Familienrück-sichten aufgezwungener Gemahl steht mir fern, kann mich, da er 30 Jahre älter ist, als ich, auch gar nicht verstehen und“ — hierbei senkte sie ihre Stimme zu kaum hörbarem Flüstern — „bei seinem ausschweifenden Leben und vielen Ehrenhändeln werde ich ja bald aus diesen unerträglichen Banden durch seinen Tod erlöst sein.“

Trotz dem absichtlichen Dämpfen ihrer Stimme hatte sie sich in sichtliche Erregung hineingesprochen, denn sie sah in sich selbst nur ein Opfer und bedachte nicht, daß sie durch ihr herzloses Betragen sich ihren Gatten immer mehr entfremdet hatte, so daß er im Taumel anderer Genüsse sein unglückliches häusliches Leben zu vergessen suchte.

Die Baronin sah mit ihren von Aufregung gerötheten Wangen noch reizender aus, wie gewöhnlich und dieses bemerkend, flüsterte ihr der Graf leidenschaftlich zu:

„Der Liebegott wird seine Schützlinge nicht verlassen!“ Nachdem Beide hierauf noch einige Zeit sich vertraulich unterhalten hatten, empfahl sich der Graf, um seine Pläne vollends zur Ausführung zu bringen.

Zunächst begab er sich zu jenem höheren Beamten, der ihm den Paß für das flüchtende Ehepaar besorgt hatte und durch dessen Einfluß Ludwig XIV. sichtlich den Grafen in letzter Zeit bevorzugte. Auch jetzt theilte ihm der Beamte, welcher den gewandten Grafen künftighin zu eigennütigen Zwecken benützen wollte, mit, daß es ihm gelungen sei, von dem Monarchen eine von dem Grafen gewünschte Audienz für de Brüller zu erbitten und letzterer solle nur nach Versailles reiten, um zu der bestimmten Zeit dieselbe nicht zu versäumen. Dankend und seine ferneren Dienste dem ihm scheinbar so wohlwollenden Beamten anbietend, verließ er dessen Bureau und bestieg nach häßig eingenommenem Mittagessen sein Pferd, um mit dem Schlag 3 Uhr im Vorzimmer des Gebieters erscheinen zu können, denn diese Stunde war nach der Aussage des Beamten zur Audienz bestimmt worden.

Obwohl de Brüller geraume Zeit vorher in Versailles eintraf, fand er dennoch bereits das Vorzimmer des königlichen Cabinets mit Solchen angefüllt, die irgend eine Bitte dem König vortragen wollten, darunter auch mehrere Leute, denen er bedeutende Summen schuldig war. Aber zum großen Erstaunen der Wartenden nannte bei Eröffnung der Audienz der diensttuende Kammerherr zuerst den Namen des Grafen und mit siegesbewußtem Blick folgte dieser der Aufforderung.

Ludwig XIV. hat durch sein Leben, seine Regierung und seinen Einfluß auf seine Unterthanen die Wahrheit des Sages bewiesen, daß zwischen den Ausschweifungen der Verderbtheit und denen der Vigotterie ein merkwürdiger und inniger Zusammenhang besteht.

Um Veruhigung für seine Jugendsünden zu finden, war es ihm am Bequemsten, darin eine Sühne zu suchen, die Reformirten dem Fanatismus der römischen Kirche zu opfern, anstatt persönlich Buße zu thun; hörte er doch stets auch von seinem Beichtvater, daß ihm, wenn er die Keger austrotte, der Himmel gewiß sei.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß Leute, wie Graf de Brüller, ein Verdienst vor Gott und dem König darin zu finden glaubten, wenn sie nach der Aufhebung des Edictes von Nantes die flüchtigen Hugonotten auf's Eifrigste verfolgten, erhielten sie doch dadurch durch ihre Kirche Ablass für begangene, ja bei gewissen Fällen noch für zu begehende Sünden und zudem dürften sie noch auf irdische Vortheile von der Gnade des allerchristlichsten Königs, wie sich Ludwig XIV. so gerne nennen ließ, hoffen.

Um ersteren Lohn in Anspruch zu nehmen, war der Graf jedoch viel zu aufgeklärt, und schon aus diesem Grunde wollte er den Marquis und seine Frau einschläpfen lassen, dagegen brauchte er letzteren desto nothwendiger, denn durch sein abenteuerliches Leben war er in sehr verschuldete Verhältnisse gerathen. Deshalb mußte er sich in den Besitz der Papiere des Marquis setzen und das schien ihm am leichtesten, wenn er ihm selbst nachsetzte, zudem war er, wenn er es nur geschickt angriff, gewiß, daß er dadurch seiner finanziellen Verlegenheit abhelfen und sich auch dauernd in die Gunst der Baronin setzen könne, denn in dem Gemahl derselben sah er kein Hinderniß und zudem ward in damaliger Zeit mancher unbehagliche Nebenbuhler ohne Aufsehen aus dem Wege geschafft. Allerdings war er in letzter Hinsicht noch nicht mit sich im Reinen, wie das geschehen könnte und er vertraute seinem guten Glück, das nach seiner Ansicht ihm in jüngster Zeit stets geneigt war. De Brüller war ein stattlicher Mann, ein Cavalier wenigstens insofern, wenn man die äußere Erscheinung eines Mannes mit dieser Benennung bezeichnen will. Er war sich dessen auch bewußt, und suchte nun durch seine äußerlichen Vortheile zunächst den König ganz für sich einzunehmen, der sich leicht auf solche Art gewinnen ließ.

Auf die Frage Ludwig's, was Besonderes ihn zu der erbetenen Audienz veranlaßt habe, versicherte er vor Allem, wie sehr es ihm darum zu thun sei, seinem König zu dienen und wie er Gelegenheit gefunden habe, ihm dieses bald beweisen zu können.

Ludwig, der erfreut seine Blicke über die männlich schöne Gestalt des Grafen schweifen ließ, forderte ihn auf, ihm diese Gelegenheit zu nennen. Es thue ihm leid, versicherte hierauf de Brüller, daß er am Ende des Königs Unwillen erregen werde, denn die Sache betreffe einen bisher treuen Diener seines Herrn.

Der König drang nun in den Grafen, ihm Alles zu berichten, er sehe darin nur seine Ergebenheit und diese werde er nicht unbekannt lassen. Daburch ermunterte, erzählte de Bruller, daß der Marquis als staatsgefährlicher Hugenotte mit seiner Gattin in der vergangenen Nacht entflohen sei, hielt aber wie erschreckt inne, als er bemerkte, wie sich des Monarchen Stirne verfinsterte. Dieser befahl ihm jedoch fortzufahren und Bruller fügte nun hinzu, daß er die Spur der Flüchtigen zufällig gefunden habe und hoffe dieselben zurückbringen zu können, denn seine Mühe sei ihm zu groß, der Kirche und seinem König einen Dienst zu erweisen, nur müsse er bitten, ihm die nötige Vollmacht und eine Abtheilung Dragoner zu geben und über den ganzen Vorgang und seine Mittheilung des Schleiers des Geheimnisses zu breiten.

Ludwig, der trotz aller scheinbaren Größe, doch beschränkten Geistes war, drückte nun dem Grafen seine Befriedigung aus und versprach ihm das Gewünschte zur Verfügung zu stellen und ihn königlich zu belohnen. Dankend erhob sich auf den Wink des Monarchen der Graf, nochmals versichernd, daß er nur seine Pflicht zu thun suche, und schon darin seinen schönsten Lohn finde, obwohl er im Herzen die Stunde ersehnte, in welcher es ihm durch seine materielle Belohnung gelingen würde, seine heruntergekommenen Verhältnisse wieder in standesgemäßen Glanz zu setzen.

Der König mußte wirklich dem Grafen sich sehr verbunden fühlen, denn er begleitete denselben bis zur Thüre und klopfte ihm wohlwollend, ihn mit freundlichen Worten verabschiedend, auf die Schulter, so daß die im Vorzimmer Wartenden sich sehr über diese seltene Günst des Gebieters erstaunten.

De Bruller aber maß mit siegesbewußtem Blick seine Gläubiger, die ihn achtungsvoll zu grüßen für gut fanden und verließ heiteren Antlitzes das Schloß.

Damals stand Ludwig XIV. auf der höchsten Stufe seines Ruhmes und das ganze Versailles Schloß drückte dieses gleichsam sinnbildlich aus. Die herrlichen, mit prachtvollen, theilweise vergoldeten Kaminen und mit dem königlichen schmeichelnden Gemälden in wundervollen Rococorahmen geschmückten Säle, die großen Wasserwerke und Parkanlagen zeigten die ganze Prachtliebe des „großen Ludwig“, wie die Franzosen ihn heute noch nennen. Auch de Bruller hatte noch nie einen solchen Eindruck von diesem Prachtschloß seines Monarchen bekommen, wie heute, wo ihm Alles im Blick auf sein eigenes nahes Glück, so herrlich vorkam. Und wiederum hatte das Gesehene wieder die Rückwirkung auf ihn, daß er dachte, der Schöpfer dieser Herrlichkeit müßte, wenn er einmal belohne, wirklich königlich belohnen, und er wollte Allem anbieten, um sich in solche Günst, bei dem König zu setzen, daß es nicht ausbleiben könne.

In solche Gedanken versunken, ritt er nach Paris zurück. Kein Gedanke an das Ende dieser irdischen Größe stieg in ihm auf, denn die Macht Frankreichs schien ihm in diesem Augenblick gesichert.

Heute, nach beinahe 200 Jahren, ist alle jene vermeintliche Macht dahin, die nur die größte Verworfenheit in sich barg und dort, wo Ludwig XIV. sich seiner gelungenen Schandthaten, besonders vorer gegen Deutschland, freute, hat nun Preußens König auf dessen Ahdnen, den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, jener Ludwig so geringschäßig herabschaute, sein Hauptquartier und das prächtige Lustschloß ist zum Lazareth für deutsche Verwundete eingerichtet. Ja in gewissem Sinne ist hier das Wort unseres Schillers erfüllt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Schon am anderen Tage hatte der Graf die gewünschte Vollmacht, nebst dem Detachement Dragoner, aber wohlwollend feierte er noch einige Tage, angeblich mit den nötigen Zurüstungen zur Reise und der Orientirung derselben beschäftigt. Dann erst machte er sich auf dem kürzesten Wege mit seinen Begleitern in die Nähe Colmars, wo er wußte, daß der Marquis seine letzte Nachtruhe halten wollte und versichert war, daß es den Flüchtigen dort, wo noch so viele protestantische und deutsche Sympathien herrschten, leicht gelingen würde, trotz der Nachstellung über die Grenze zu kommen.

Alerte!

(Antichristlicher Wahnsinn.) Jede politische und religiöse widergöttliche Revolution kündigt sich vor ihrem ersten und furchtbaren Erscheinen in wahnsinnigen, tollen Vorläuferungen an. So enthielt sich die gottlose Gesinnung, die antichristliche Richtung, welche in unserer Zeit die Abjalegeister durchzieht und welche bei uns noch in schöne christliche oder doch sittlich-religiöse Phrasen eingebüllt und verdeckt wird, in dem unglücklichen Frankreich in nackter Widerlichkeit. Nicht nur daß ein Maire von Paris den christlichen Religionsunterricht in der Schule verboten und die Crucifixe weggenommen hat, sondern eine Zeitung schrieb in das Volk hinein: „Wehe, wenn Frankreich niedergeworfen würde! Wenn dieses Gassenbubenstück der Gotttheit gelänge! Frankreich würde noch einmal sich erheben gegen die verblendete Gotttheit, in einem furchtbaren Fluch seinen letzten Scuzer aushauchen und seine rauchenden Eingeweide dem Himmel in's Gesicht werfen!“ So soll im vierten Jahrhundert ein Julian, der abtrünnige römische Kaiser, der das Christenthum unterdrücken und das Heidenthum im römischen Reich wieder herrschend machen wollte, als er im Kriege gegen die Parther von einem Geschoß tödtlich getroffen war, eine Hand voll rauchenden Blutes dem Himmel geworfen haben mit dem Verzweiflungsruf: „So hast du doch gesiegt, Galiläer!“ — Die Zeitung des Socialrepublikaners Blanqui in Paris, welche den Titel führte: „Das Vaterland in Gefahr“ (la Patrie en danger) sagte in einem Leitartikel vom November v. J.: „Alle Kirchen müssen den religiösen Culten verschlossen und dagegen für die Kornmagazine, die Klubs und andere revolutionäre Zwecke bestimmt werden. Alle Lazarethe müssen von den Priestern gesäubert werden. Man halte sie fest, bewaffne sie, schicke sie in's Feuer und stelle sie vor die Patrioten an die gefährlichsten Stellen. Wir refer-

viren ihnen das schönste Tagewort: mögen sie Märtyrer sein, sie kommen in den Himmel, dies wird ihr Lohn sein! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß sie vor uns sterben. Sie sollen den Familienvätern als Panzer dienen, dies wird das einzige Mal sein, daß sie zu etwas gut gewesen sind.“ Mag ein Stück dieses Passes auf die römischen Priester als solche sich beziehen, so liest doch der nachdenkliche Christ in solchen wahnsinnigen Ausbrüchen den tieferen Christushaß. „Es ist Methode in diesem Wahnsinn!“

(Eine indische Leichenverbrennung) kam am 30. November voriges Jahres in der Nähe von Florenz vor. Seit einigen Monaten war der 21jährige Rajah Maharajah von Kolapore auf seiner Tour durch die europäischen Hauptstädte begriffen und erlag in Florenz einer bestig auftretenden Unterleibsentzündung, welche den Bemühungen der Ärzte spottete. Durch Vermittelung der englischen Gesandtschaft erhielt das Gefolge des Fürsten die Erlaubniß, dessen Leichnam nach ihren religiösen Gebräuchen zu verbrennen. Diese Ceremonie darf bekanntlich nur an den Ufern eines Flusses vorgenommen werden, und so brachten denn die Indier die Leiche um 1 Uhr nach Mitternacht in einem Omnibus vom Hotel della pace (Gasthof zum Frieden), wo der Fürst gestorben, nach den Cascinen. Dort hatte man am Zusammenfluß des Arno und des Mengnone eine Stelle vollständig geebnet und einen Scheiterhaufen von etwa 1 Meter Höhe aufgeschichtet, der mit brennbaren Flüssigkeiten und wohlriechenden Essenzen überschüttet worden war. Auf den Scheiterhaufen ward nun die ganz in Roth gekleidete und mit reichem Geschmeide geschmückte Leiche gelegt. Als der Holzhaß angezündet war, warf einer der Freunde des Verstorbenen ein mit Wasser gefülltes Gefäß über seine Schulter auf den Scheiterhaufen, und dann umgaben alle 18 Indier, darunter ein Bramhine und der Leibarzt, denselben, nach Art der Türken auf dem Boden kauend und ihrem Schmerz sich überlassend. Der Scheiterhaufen brannte bis gegen 10 Uhr Morgens, wo nur noch ein Haufe Asche und Kohlen auf dem Plage war. Nun stiegen die Indier an den Fluß hinab, besprengten sich mit dem Wasser desselben und sammelten die Knochenüberreste ihres Fürsten. Sind für Stüd in eine Urne, welche versiegelt und mit einem rothen Teppich bedeckt wurde. Dann ward die vorhandene Asche da, wo der Arno am stärksten fließt, in das Wasser geworfen, aus dem Malm aber ein Herz geformt und mit gelben Bändern und Schleifen besetzt, die wieder mit Wasser besprengt wurden, welches die Indier in ihrer hohlen Hand herbeigebeht hatten. Außer dem Gefolge des Fürsten, unter dem sich auch der frühere Erzieher und nunmehriger Adjutant Capitän Weiss befand, waren der Polizeidirektor, der Sekretär Gesundheitscommission und ein des Englischen kundiger Beamter mit zur Verbrennung der Leiche hinausgefahren, welcher eine unzählige Menschenmenge beizwohnte.

Texte für die Missionsgottesdienste.

Kapitel 40—66.

Trostruf und Bußruf im Blick auf die kommende Erlösung und Verherrlichung des Volks Gottes.

Diese 27 Artikel bilden Einen, von der Gundsahl 3 beherrschten, in sich wohl abgerundeten Kreis von Weissagungen. Je 9 Kapitel sind Ein Ganzes, und die 3 mal 9 Kapitel schließen in jedem der Abschnitte fast mit den gleichen Worten, vgl. 48, 22 mit 57, 21 und 66, 24. Durch jeden der 3 Abschnitte geht die Verheißung einer Erlösung für das Volk Gottes, die eine immer höhere und herrlichere wird. Die erste Stufe (40,12 bis 48,22) ist die nationale Befreiung Israels aus Babels Macht und zwar durch das göttliche Werkzeug Koresch (Cyrus). Die zweite Stufe (49 bis 57,21) ist die noch tiefer gehende Erlösung des Volks Gottes aus noch stärkerer Macht denn Babels, aus seiner Sünde und Zerrüttung, und zwar durch den leidenden und darnach verherrlichten Knecht Gottes, durch den zugleich Israels Ausrüstung zu seinem Reichthum bewirkt wird. Die dritte Stufe (58 bis 66,24) ist die Herbeiführung eines solchen Zustandes der Dinge, wo Jehovah's heilige Stätte und heiliges Volk Angesichts der Völkervelt verherrlicht sein, ja wo es dahin kommen wird, daß sich die Herrlichkeit, welche Gott in Jerusalem schafft, zu der Herrlichkeit einer neuen Welt steigern wird.

April. Kapitel 40:

Vorwort und Grundton des Ganzen, V. 1—11. Was Inhalt dieser gnadenreichen Erlösungs-Geschichte ist, das tritt zugleich auch hörbar vor den Propheten in 3 Stimmen, V. 3—5, V. 6—8, V. 9—11.

V. 12—31: Die unvergleichliche Person und das Wesen Dessen, der die Erlösung verheißt und auch ausführt. Gott und Gottes Größe geht über unsere Begriffe und über unsere Maße hinaus, die alle viel zu klein, zu kurz, zu unverhältnismäßig sind. Wollen wir Gott und Seine Werke mit unsern Maßen bemessen, so ist's gerade, wie wenn Jemand die Meerwasser mit seiner hohlen Hand, oder die Himmel mit seiner Spanne, oder allen Grund der Erde mit einem Schffel messen, oder die Berge mit einer Waage wägen wollte! Er, der Herr, ist unvergleichlich einzig in seiner Art. Ein solcher Jehovah ist dem Erlösungswerk gewachsen: Unter Seiner Führung stehen, das ist Israels Kraft und Halt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsh.

Die Missions-Conferenz

wird, so Gott will, auch in diesem Jahre zu Karlsruhe in der Kapelle des Diakonissenhauses und zwar am Mittwoch nach Ostern, den 12. April, Morgens 10 Uhr, stattfinden. Es werden derselben, wie bisher, zwei Abgeordnete der Badler Missionsgesellschaft anwohnen. Wir laden alle Freunde der Mission herzlich ein.

Der Vorstand.